

# Ein schwarzer Tag für Ahrweiler

*Erinnerung an den Bombenangriff vom 29. Januar 1945*

Margret Nischalke

Der Tag, es war der 29. Januar 1945, begann wie ein ganz normaler Wintertag. Draußen war es ungemütlich kalt. Die Luft war trüb und es schneite leicht.

Morgens früh ging mein Bruder Peter zur Arbeit, er war in der Lehre. Ich ging mit der Mama zur Kirche, um für unseren Papa zu beten, damit er wieder heil aus dem Krieg zurückkomme. Meine Brüder Richard und Heinz waren zu Hause geblieben. Richard hatte, nachdem er den Arbeitsdienst absolviert hatte, Urlaub bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht.

Ich kniete mit der Mama vor dem Marienaltar. Ich langweilte mich während der Messe, die lateinischen Gebete konnte ich ja nicht verstehen. Da suchte ich verstohlen in meinen Manteltaschen, ob ich nichts zum Spielen fände und entdeckte mein neues Rosenkränzchen, das ich Weihnachten vom Christkind bekommen hatte. Da betete ich zum ersten Mal in meinem neun-jährigen Leben für mich allein, ganz still und andächtig, den Rosenkranz.

Auf dem Heimweg wehte mir ein eisiger Wind entgegen, und ich war froh als ich wieder zu

*Der  
Blankenheimer-  
Hof vor dem  
Bombenangriff*



Hause in der warmen Stube war. Wir wohnten damals in Ahrweiler im Blankenheimer-Hof, auch Massons-Haus genannt, in dem Dreieck Schützbahn, Auf der Rausch und Am Teich. Mit im Haus wohnte noch Frau Schmidt, Knieps'e Agnes von der Schützbahn, mit ihren drei Jungen. Rudi, der älteste Sohn, mein damaliger Spielgefährte, kam nachher hoch zu mir zum Spielen. Seine beiden jüngeren Brüder Günther und Josef waren mit ihrer Mutter in die Nachbarschaft zu ihrer Oma gegangen. Wir holten uns zwei Holzstücke und versuchten

daraus Schiffe zu schnitzen, doch es wollte und wollte nichts werden. Schließlich sagte meine Mutter: „Fegt jetzt das Geschnipsel weg, damit ich den Tisch decken kann, gleich kommt Peter zum Essen.“

Wir hatten kaum mit Aufräumen begonnen, da hörten wir Flieger brummen. Ich sprang wie elektrisiert auf und rannte hinter die Türe mein Mäntelchen und Mützchen holen und zog es an. Mein Bruder Richard öffnete das Fenster, um nach den Fliegern zu schauen. In dem Moment hörte man es zischen, fauchen, krachen und

*Der völlig zerstörte  
Blankenheimer-Hof  
lag rechts im Bild  
hinter der großen  
Fachwerkfassade.  
Links daneben ist das  
zum Teil zerstörte  
von Ehrenwall'sche  
Schlösschen mit dem  
Bitzenturm erkennbar.*



dröhnen. Das ganze Haus zitterte und bebte. Der Boden ging unter meinen Füßen weg, und ich fiel in die Tiefe, und alles, was um mich war, fiel mit. Dann war es stockdunkel und totenstill. Ich schrie entsetzt: „Mama, Mama“! Da kam von weit her: „Sei still Kind, es wird alles wieder gut“. Dann war ich ganz still.

Ich lag auf dem Rücken. Auf mir lag etwas Schweres, ich konnte mich nicht mehr bewegen und das Atmen viel mir schwer. Um mich herum sprühten Funken, doch sonst konnte ich nichts erkennen. Hundert Gedanken schossen mir gleichzeitig durch den Kopf. Ob ich jetzt sterben musste? Ich sah plötzlich alle Schandtaten, die ich mir in meinem kurzen Leben geleistet hatte, vor mir. Da war eine zersplitterte Verandatürscheibe, die ich vor Wut eingeschlagen hatte. Ich sah Marmeladengläser, aus denen ich genascht hatte. Einen Kuchen, in den ich ein Loch gepuhlt hatte. Mit den Nachbarskindern hatte ich mich geschlagen und den Rudi vor's Schienbein getreten, und einmal hatte ich sogar die Mama belogen. Ob ich jetzt in die Hölle kam?...

Doch dann wurde ich jäh aus meinen Gedanken gerissen. Wieder war das Krachen, Zischen, Dröhnen und Beben. Ich wurde hochgehoben und herumgewälzt mit allem, was um mich war. Dann fiel ich wieder und lag auf dem Bauch. Da hörte ich noch die letzten Töne von der Sirene, jetzt war Fliegeralarm. Als ich die Augen aufmachte, war es hell, doch ich sah nur dicken gelben Staub. Ganz langsam konnte ich etwas erkennen. Ich lag am Rande eines großen Bombentrichters und war zwischen Balken und Lehmbrocken eingeklemmt, nur der Kopf und die Arme waren frei.

Direkt vor mir lag der neue Kaffewärmer, den die Mama vom Christkind bekommen hatte. Ich wollte danach greifen, da sah ich wie die Mama neben mir ganz langsam in den Bombentrichter hinabrutschte. Sie hatte den ganzen Kopf voll Blut und Dreck. Ihr Haarknoten war heruntergerissen, und die blutigen Strähnen klebten ihr im Gesicht. Ich rief ganz verstört: „Mama“! Doch ich bekam keine Antwort, sie war bewusstlos. Ein Stückchen neben mir lag der Rudi, er blutete am Kinn. Daneben lag mein Bruder Heinz. Sie waren auch beide zwischen Balken eingeklemmt.

Noch ein Stückchen weiter war unser Richard, er lag ganz frei und hatte Blut an den Lippen. Über die halb eingefallene Gartenmauer kamen Soldaten gesprungen. Die Frau Schmidt kam auch gerannt, um nach ihrem Rudi zu sehen. Einer der Soldaten lief zum Richard und sprach ihn an. Aber der konnte nur noch mühsam seinen Namen lallen, dann schlief er ein - für immer, er hatte einen Lungenriss vom Luftdruck der Bombenexplosion.

Einer der Soldaten buddelte mich frei, und einer wollte zur Mama in den Bombentrichter hinunter klettern, doch ein anderer rief ihm zu, er möge ihm anpacken, der Frau wäre doch nicht mehr zu helfen. Da bat die Frau Schmidt ganz energisch: „Jetzt holt doch die Frau Brenner heraus, die ist Mutter von vier Kindern, die könnt ihr doch nicht einfach sterben lassen!“ Dann kletterten zwei Soldaten zu ihr hinunter. Ich wollte auch zur Mama, doch der eine Soldat nahm mich bei der Hand und zog mich fort. Ich schlurzte und jammerte: „Ich will zu meiner Mama -, Mama!“ Doch der Soldat meinte tröstend, dass der Mama geholfen wird und dass wir ganz schnell in den Keller müssten, weil noch mehr Bomben fallen könnten. Wir liefen dann die Schützbahn hoch, stückweise mussten wir über Trümmer klettern, und ich hatte Mühe mitzukommen, weil ich einen Fuß verstaucht hatte. Dann sind wir durch die Houveratsgasse und Oberhutstraße in Schäfers Weinkeller.

Der Keller war voller Leute. Überall saßen sie herum, auf Stühlen und leeren Weinkisten und beteten leise vor sich hin. Ab und zu hörte man Flieger brummen, dann wurde das Beten lauter. Ich hatte mich ganz still in eine Ecke gekauert und mein Mäntelchen eng um mich geschlungen. Kalt war es.

Irgendwann ging die Sirene wieder, jetzt war Entwarnung. Die Leute standen auf und drängten zum Ausgang. Der Soldat nahm mich wieder bei der Hand und brachte mich in die Niederhutstraße zu meiner Tante. Meine Brüder, Peter und Heinz waren auch schon da.

Nachmittags gingen wir dann zusammen auf die Schützbahn, um nach der Mama zu suchen. Die hatte man gegenüber ins von Ehrenwall'sche Schlöbchen gebracht. Sie lag in einem kleinen Zimmer auf einer Liege, mitten im Dreck. Die

Zimmerdecke war herunter gekommen und im Fenster war keine Scheibe mehr. Der ganze Fußboden lag voller Lehmklumpen und Glasscherben. Die Mama war mit einer Steppdecke zugedeckt und hatte den Kopf dick verbunden, aber sie war wach. Als sie uns sah, fragte sie gleich: „Wo ist der Richard?“ Wir wussten es nicht. Da weinte sie ganz still vor sich hin.

Nachher kamen ein paar Soldaten, um nachzuschauen, ob die Mama noch lebte. Sie brachten sie ins Haupthaus der von Ehrenwall'schen Klinik. Auf einer Zimmertüre aus den Trümmern transportierte man sie weg.

Wir gingen dann wieder zurück auf die Schützbahn. Wo der Blankenheimer-Hof gestanden hatte, war nur noch ein großer Haufen Schutt. Er hatte zwei Volltreffer abbekommen. Die erste Bombe schlug hinten im Haus ein. Sie explodierte in unserem Luftschuttkeller, genau in der Ecke, in der wir sonst immer saßen, und die hatte das Haus zum Einsturz gebracht. Jedoch das wussten wir erst später, nachdem unser Papa den Keller ausgegraben hatte. Die letzte Bombe war vorne im Haus in unserem Kartoffelkeller eingeschlagen und explodiert und hatte den Dachstuhl über uns weggefegt. Im Hof war auch noch ein Bombentrichter und

ein weiterer im Garten. Auf der ganzen Schützbahn sah es fürchterlich aus. Die Stadtmauer lag vom Schlößchen bis zum Ahrtor am Boden und hatte die Häuser, mitsamt den Menschen, die darin wohnten, unter sich begraben, und auf der anderen Straßenseite standen nur noch ein paar Mauerreste. Das Ahrtor war nur noch eine Ruine. Der Torbogen war über die Hälfte voll Schutt, und die Ahrhutstraße lag in Trümmern.

Überall grub man nach Verschütteten, nach Toten und Verletzten. Wo man hinschaute, war Not und Leid, Trauer und Entsetzen und grauenvolle Verwüstung.

Wenn man heute durch die Ahrhutstraße und über die Schützbahn geht, merkt man nichts mehr von dem schrecklichen Geschehen damals. Die Häuser sind wieder aufgebaut, schöner als vorher. Auch die Stadtmauer und das Ahrtor stehen wieder fest und stolz wie eh und je. Die jungen Leute können sich nicht vorstellen, dass es einmal anders war. Aber wir Älteren denken noch manchmal mit Wehmut an die schlimme Zeit zurück. Doch wir können nur hoffen und beten, dass wir - unsere Kinder und auch unsere Stadt - so einen schwarzen Tag nicht noch einmal erleben müssen.